

bescheidenen menschlichen Anstand spiegelt, der von der Epidemie der Tollwut noch nicht berührt wurde. Diesen schaut sich der »neue Verbrechertypus« an, und angesichts dessen zittert seine zum Stoß erhobene Hand – zumindest das! Er ist noch nicht vollkommen an der Macht der Neuen Hölle. ←

Aus dem Polnischen von Katarzyna Leszczynska

Der Text erschien 1964 unter dem Titel *Demon Naszych Czasów* in *Kultura*. Er wurde in dem Band *Godzina Genis Eseje*, Znak, Krakow 1991 wieder veröffentlicht.

Gustaw Herling-Grudzinski, 1919 in Polen geboren, wurde 1940 bei dem Versuch, aus Warschau über Litauen zur polnischen Armee in Frankreich zu gelangen, vom NKWD verhaftet und zu fünf Jahren Zwangsarbeit im sowjetischen Straflager Jercewo bei Archangelsk verurteilt. Seine Erinnerungen erschienen unter dem Titel *Welt ohne Erbarmen* (Inny s'wiat) 1953 auf Deutsch. 1947 gründete er zusammen mit Jerzy Giedroyc die Zeitschrift *Kultura* als Sprachrohr der Exilpolen, seit 1955 lebte er in Neapel, wo er im vergangenen Jahr starb. Eine Auswahl aus seinen Feuilletons seit 1971 in *Kultura* erschienen im vergangenen Jahr unter dem Titel *Tagebuch bei Nacht geschrieben*. 1999 erschien *Entretien sur le mal avec Edith de la Héronnière*, in: *Variations sur les Ténèbres*, Editions du Seuil, Paris. In italienischer Übersetzung: *Variazioni sulle tenebre. Conversazione sul male*, l'ancora s.r.l., 2000

Daniel Ganzfried

Der Fall Wilkomirski

Hier soll die Rede sein von Benjamin Wilkomirski und seinem Buch *Bruchstücke*. Aus einer Kindheit 1938–1948, das 1995 beim Jüdischen Verlag im Suhrkamp Verlag erschienen ist. In mehr als ein Dutzend Sprachen übersetzt, mit Preisen überschüttet, durch Filme begleitet, und von gelehrten Abhandlungen fast aller Disziplinen der Geisteswissenschaft untermauert, ist es wohl das erfolgreichste in der Schweiz geschriebene Buch der letzten Jahre. Seine Wirkung stützt sich auf eine Voraussetzung, an der Verlag und Autor lange und gegen besseres Wissen festhalten: Es handle von Erlebnissen, die dem Autoren als Kleinkind in Majdanek und in Auschwitz selbst widerfahren seien. Zum ersten Mal werde hier also aus der Sicht des Kleinkindes authentisch von den Greueln der Konzentrationslager erzählt.

Der Schriftsteller Daniel Ganzfried wurde 1958 in Afulah, Israel geboren, lebt seit 1960 in der Schweiz, ist Mitorganisator der Hannah Arendt-Tage Zürich und veröffentlichte unter anderem den Roman *Der Absender*, Fischer Taschenbuchverlag, Frankfurt 1998. – Der Text beruht auf einem Manuskript für eine Sendung des Hessischen Rundfunks 1999.

Am 27. August 1998, habe ich in der Zeitung *Die Weltwoche* die wahre Biografie des Benjamin Wilkomirski veröffentlicht. Ich möchte hier erhellen, wie und warum ich selber in den Wirkungskreis dieser Holocaust-Geschichte geraten bin. – Ich, 1958 in Israel geboren, Sohn einer Schweizer Mutter und eines ungarischen Vaters, in der Schweiz aufgewachsen, Schriftsteller geworden, nachdem ich meines Vaters Geschichte, der Auschwitz überlebt hatte, zu einem Roman gearbeitet habe, erschienen 1995 in Zürich, *Der Absender*, und damit wäre ich auch schon am Anfang.

Frühjahr 1996. Ich bin auf Lesereise für mein Buch. Ob in Aachen oder Köln, in Herford oder Freiburg, Düsseldorf, Zürich, Bern, überall hält mir jemand ein Büchlein unter die Augen: »Kennen Sie das? Von einem Benjamin Wilkomirski, Klarinetist, lebt in der Nähe von Zürich. Seine

Erinnerungen. Er hat als Kleinkind das Konzentrationslager überlebt.«

Und irgendwo, in einem Hotelzimmer, habe ich zu lesen begonnen: *Binjamin Wilkomirski weiss nicht, wann er geboren ist. Er hat keinen einzigen Verwandten. Was ihm aus seiner Kindheit blieb, sind Bilder aus Majdanek, aus einem Waisenhaus in Krakau, aus den ersten Jahren bei seinen Pflegeeltern, die dem Kind die Erinnerungen nehmen wollten. Das Kind wuchs unter einem fremden Namen auf. Binjamin Wilkomirski weiss, dass er nicht alles vergegenwärtigen kann und zeichnet darum die Bruchstellen, die Schnitte seiner Erinnerung um so genauer nach. Er blickt als Erwachsener auf eine zerstörte Kindheit,*

steht im Klappentext. Ich muß es gestehen, ich mag sie nicht besonders, die zumeist unbeholfenen Berichte von Überlebenden der Konzentrationslager, derer sich die Verlage heutzutage erbarmen, weil sie meinen, ein Stück echten Holocausts stünde ihrem Programm gut an, und sie dann ohne seriöses Lektorat drucken, weil die Verantwortlichen wiederum meinen, Kritik an der authentischen Erinnerung ihrer Zeugen stünde ihnen schlecht an. Wie auch immer, dieser Bericht soll anders sein: ergreifende Bilder, unverfälschte Sprache, die Perspektive des kleinen Kindes eben.

Die Weltwoche selber etwa schrieb damals: *In seinem Buch hat Binjamin Wilkomirski den amtlich beglaubigten Fakten die Wahrheit seines Lebens entgegengestellt. Sie hat ihn befreit, sie hat ihn geheilt. Und sie hat die Last von ihm genommen, beweisen zu müssen, was für ihn eines Beweises nicht mehr bedarf. Der Klarinetist hat ein Werk vorgelegt, an dessen literarischem Rang nicht zu zweifeln ist.* Klara Obermüller.

Und die *Neue Zürcher Zeitung*: *... ein schmales Buch, aber es hat das Gewicht dieses Jahrhunderts. Ohne literarischen Anspruch, hält es in seiner Dichte, Unabänderlichkeit und Bildkraft dennoch allen literarischen Kriterien stand – wollte man sie hier anlegen. Das verbietet die Scham. Taja Gut.*

Ähnlich die *Frankfurter Rundschau*: *Wir können dem zuhören, was einer zu erzählen bereit ist, der auf so furchtbare Weise überlebt hat. Aber auch auf so wunderbare Weise.* Renate Wiggershaus.

Oder *Die Wochenzeitung*: *Das Buch erwischt einen anders als Holocaustbücher. Es ist die Sichtweise von ganz unten, von ganz früh,*

abstract

The Swiss writer Daniel Ganzfried describes how he exposed the fraudulent autobiography of the purported child Holocaust survivor Binjamin Wilkomirski – a book that had been translated into over a dozen languages, awarded numerous prizes, and highly praised in the German-language press. Though there was not a shred of evidence to support the truth of this autobiography, even skeptics had convinced themselves to believe it, and after its exposure were embarrassed to have it silenced. [?] Ganzfried contends that remembrance has the obligation to be truthful, and that even a narrative about Auschwitz must be scrutinized for its truth content.

die Kinderperspektive eben, die aufwühlt, empört, beschämt.

Urs Ruckstuhl.

Und so lese ich zwischen den Veranstaltungen zu meinem eigenen Buch unterwegs durch Deutschland und die Schweiz weiter. Tatsächlich bin ich berührt. Die Gewaltszenen gehen unter die Haut, vorausgesetzt, man stellt sich vor, der Autor habe das alles selber erlebt. Doch mehr noch bin ich enttäuscht. Poesiealbumspathos und eine pornografisch anmutende Versessenheit zur Darstellung von Brutalität durchziehen das Werk. Stellvertretend nur einige Zitate aus den ersten Seiten:

Wer sich nicht erinnert, woher er kommt, wird nie genau wissen, wohin er geht,

sagt der Autor einleitend und beruft sich im Weiteren auf sein fotografisches Gedächtnis an diese Zeit und die dazu bewahrten Gefühle:

Will ich darüber schreiben, muß ich auf die ordnende Logik, die Perspektive des Erwachsenen verzichten. Sie würde das Geschehene nur verfälschen, meint er jedoch, und schreibt dann, wo der Vater des damals Zwei- bis Dreijährigen in Riga getötet wird:

Von unten, gegen den hellen Himmel, sehe ich nur noch die Konturen seines Kiefers und den Hut, der ihm nach hinten rutscht. Kein Schrei kommt aus seiner Kehle, aber ein mächtiger, schwarzer Strahl schießt aus seinem Hals, als das Gefährt ihn krachend an der Hauswand zerquetscht. Mit einem Schlag begreife ich: Von jetzt an muß ich ohne dich weitermachen, ich bin allein.

So beginnt die in Anspruch genommene Perspektive des Kleinkindes und zieht sich durch. Schnell komme ich deshalb zu den letzten Seiten, überschrieben mit *Zu diesem Buch*. Wilkomirski schreibt:

Auch ich habe noch als Kind eine neue Identität erhalten, einen anderen Namen, ein anderes →

Geburtsdatum, einen anderen Geburtsort. Das Dokument, das ich in Händen halte – ein behelfsmässiger Auszug, keine Geburtsurkunde –, gibt den 12. Februar 1941 als mein Geburtsdatum an. Aber dieses Datum stimmt weder mit meiner Lebensgeschichte noch mit meinen Erinnerungen überein. Ich habe rechtliche Schritte gegen diese verfügte Identität eingeleitet.

Vertraut mit den schweizerischen Amtstuben wie jeder erwachsene Einwohner dieses Landes denke ich mir, dass der Autor und sein Verlag mehr vielleicht auch gar nicht in den Händen haben wollte. Denn jeder von uns Schweizern könnte seine Lebenswege mit Dokumenten pflastern, die seine Identität zurückverfolgen lassen. Immerhin beansprucht Wilkomirski an gleicher Stelle:

Jahrelange Forschungsarbeit, viele Reisen ... und unzählige Gespräche mit Spezialisten und Historikern.

Und ich fragte mich, weshalb er uns Geburtsort, Namen und Heimatort nicht preisgibt.

Also lege ich das Buch weg und vergesse es schliesslich in irgend einem Hotelzimmer. Ich habe meine eigene Geschichte vor Publikum zu vertreten: Ein junger Mann, zur Zeit des Golfkrieges als Volontär in der Oral History-Abteilung eines geplanten New Yorker Holocaust-Museums angestellt, findet ein Tondokument, bei dem der Absender fehlt. Auf der Suche nach Anhaltspunkten hört er es ab und glaubt bald, dass es von seinem Vater stammen könnte, den er lange nicht mehr gesehen hat. Was er vor sich hat, wie auf tausenden anderer eingeschickter Kassetten auch, die Geschichte, dass einer als Jugendlicher die Konzentrationslager überlebt hat, ergibt ihm lediglich Indizien. Er macht sich auf die Suche nach dem Absender und rekonstruiert dabei mittels Archiven, Zeitzeugen, Überlebenden aus derselben Gegend in Ostungarn und anderen Quellen die Lebensgeschichte seines Vaters, die er bis anhin nur in Ansätzen kannte. Stationen sind: Der Herkunftsort in Ostungarn zwischen 1930 und 1944, Schweden, Ungarn nach dem Krieg, Israel in den frühen fünfziger Jahren. Die Konzentrationslager bleiben ausgespart, da sie ja Gegenstand der Schilderungen auf dem Tonband sind und als Einziges nicht heraus gefunden werden müssen. Am Ende trifft er den Vater, zuoberst auf dem Empire State Building, ohne mit Sicherheit wissen zu können, ob die Kassette wirklich von ihm stammt. Er möchte fragen, zögert, aus Angst, den Vater zwar gefunden zu haben, ihn aber im selben

Moment wieder verlieren zu können, wenn dieser seine Geschichte anders erzählen würde, als der Sohn sie niedergeschrieben hat, oder sich gar herausstellte, dass er doch nicht der Absender war. Also ein Roman über die Erinnerung und die Schwierigkeiten ihres Zustandekommens aus der Sicht eines Nachgeborenen. Und es ist sicher nicht aus Willkür, dass ich immer wieder, bei Lesungen, Diskussionsveranstaltungen und Vorträgen auf das besagte andere Buch angesprochen wurde, im selben Jahr erschienen wie meines, aber in der Perspektive des Betroffenen verfasst und mit dem Konzentrationslager als hauptsächlichlicher Ort. Ich habe mich der Kommentare enthalten.

Aber nachdem im Januar 1997 der auf meinem Buch basierende Film *Kaddish* von Bea Michel und Hans Stürm an den Solothurner Filmtagen Premiere hatte, bat mich ein Fernsehjournalist, der offenbar gerne Dokumentarfilmer geworden wäre, zur Beratung am Rohschnitt seines Filmes über Binjamin Wilkomirski, den er für 3Sat gemacht hatte: Eric Bergkraut, *Das gute Leben ist nur eine Falle*. Ich sagte zu. So pathetisch und hölzern wie das Buch schien mir auch der Film. Ich habe meine Bedenken geäussert besonders bezüglich jener Szenen, wo ein alter orthodoxer Jude aus Israel ins Bild kommt, der, ein Jahr zuvor, durch einen Bericht des Israelischen Fernsehens über Wilkomirskis Spurensuche aufgeschreckt, meinte, er könnte evtl. dessen Vater sein. Unkommentiert Sequenzen des Israelischen Filmes einblendend, zeigt der Filmrohling den alten Mann und Wilkomirski als Sohn in spe einander vor laufender Kamera und versammelter Familie in die Arme fallen. Ein DNA-Test ergibt zwar, dass es sich nicht um Vater und Sohn handle, trotzdem habe ich angeraten, diese Szenen unbedingt zu streichen. Ihre fernsehgerechte Inszenierung stelle die Authentizität Wilkomirskis ungewollt in Frage. Die Szenen blieben im Film, und der Film wurde am Schweizer Fernsehen gezeigt. Wie es die Geschichte will, wurde ich vom zuständigen Redakteur gebeten, vor der Austrahlung im Studio mein Buch und dasjenige von Wilkomirski im Zusammenhang mit dem filmischen Porträt zu kommentieren. Das Gespräch endete mit der Frage des Moderators, ob Auschwitz im Laufe der Zeit zum Fundus für die Literatur werden könne. Ich habe sinngemäss geantwortet: »Wenn ja, dann bleibt nur zu hoffen für gute Literatur.«

Zur gleichen Zeit, Ende April 1997, verleiht mir eine zürcherische Vorortsgemeinde ihren Literatur-

preis. Ich reise zusammen mit der Laudatorin, einer in den lokalen Kulturzirkeln bekannten Persönlichkeit, zur Feier. Während der Busfahrt tratschen wir über dies und das. Gleichsam nebenbei erzählt sie mir von schon länger kursierenden Gerüchten bezüglich Benjamin Wilkomirski.

»... nichts davon gehört?«,

fragt sie mich erstaunt. Denn in der hiesigen sogenannten Literaturszene erzählte man sich schon seit Beginn, dass der Mann in Tat und Wahrheit in der Schweiz geboren und aufgewachsen sei.

»Aber nur hinter vorgehaltener Hand.«

»Warum denn?« frage ich.

»Ach, sie wissen doch, der Holocaust ...«

Und die Dame gesteht auch ein, dass der Reiz des Büchleins unter den eingeweihten Kreisen vielleicht gerade aus seiner ungesicherten Voraussetzung bestünde. Ohnehin sei die Legende schon unwiderrufbar zur Tatsache geronnen: unterdessen mit dem angesehenen amerikanischen *National Jewish Book Award* ausgezeichnet, Filme, das ganze Zeug, niemand würde sich für kritische Fragen hergeben.

Am 22. Mai dann setzte ich mich anlässlich einer Diskussionsveranstaltung zur schweizerischen Geschichtsdebatte, zu der u.a. auch Wilkomirski geladen worden war, ins Publikum. Die Worte der Dame im Ohr und meine zweifelnde Lektüre in Erinnerung. Eine junge Schriftstellerin liest in ihrer ganzen Unschuld aus seinem Buch. Der Autor selber sitzt derweil eingesunken neben ihr. Ein Historiker zur Linken, der Moderator, ein Kriminalautor in der Mitte. Und als dann die Reihe ans Publikum kommt, Fragen zu stellen, fällt mir etwas auf, was ich schon beim Lesen bemerkt hatte: Je mehr der Gegenstand der Aufmerksamkeit in aktuelle Zeitlagen zu liegen kommt, desto vager die Auskünfte des Autors, proportional umgekehrt verhält es sich bei Fragen über weit zurückliegende Ereignisse. Ich beginne mir zum ersten Mal ernsthaft die Frage zu stellen, wieso eigentlich niemand insistiert. Allein das Buch gäbe Anlass genug. Aber ich erfahre auch etwas von der Ehrfurcht, die einer solchen Leidensgeschichte aus dem Horrorkabinett unseres Jahrhunderts vom Publikum entgegen gebracht wird, und schleiche mich davon.

Schon lange an den Arbeiten für einen neuen Roman, habe ich das weitere Schicksal von Wilkomirski oder seinem Buch aus den Augen verloren. Ich erfahre nur noch, dass es mit dem englischen *Jewish Quarterly Literary Prize* und dem *Prix*

Mémoire de la Shoah in Frankreich ausgezeichnet wird.

Bis ich ein Jahr später, Ende Mai 1998, einen Anruf erhalte. Der Pressechef der schweizerischen Kulturstiftung *Pro Helvetia*, unter dessen Verantwortung zweimal im Jahr die ins Französische und Englische übersetzte Zeitschrift *Passagen* der Stiftung erscheint, fragt mich, ob ich bereit wäre, als Schriftsteller ein Porträt über Benjamin Wilkomirski zu verfassen. Für die Herbstnummer. Man erinnert sich: Auftritt der Schweiz an der Frankfurter Buchmesse. Die Ausgabe soll unter das Stichwort »Der kreative Akt« zu stehen kommen.

»Warum ich?«

Ich lasse meine Vorbehalte gegenüber Werk und Autor anklingen. Zu meiner Überraschung teilt er sie. Ich sei ihnen empfohlen worden. Etwas misstrauisch, (brauchen sie vielleicht den Juden an mir?) erbitte ich einige Tage Bedenkzeit. Wir treffen uns. Er ist einverstanden, dass ein Porträt über Benjamin Wilkomirski nicht ohne Recherchen auskomme. Aber meine Zweifel an der Authentizität macht ihm die Sache nur noch interessanter, was ich gut verstehen kann. Wir kommen schnell überein, dass eine Partnerschaft gefunden werden muß, um die Recherchierkosten teilen zu können. Auf meinen Vorschlag hin wird *Die Weltwoche* gewonnen und ich mache mich auf den Weg:

Erste Station: Psychoanalytisches Seminar Zürich. Anfang 1998 hält Wilkomirski einen Vortrag vor versammelter Analytikergemeinde aus nah und fern. Ich höre das Tonband ab. Eine Lic. phil., Psychologin, stellt den Referenten vor. Sie erzählt dabei von den Gerüchten, die auch ihr über eine Bekannte zu Ohren gekommen seien und Wilkomirski als uneheliches Kind einer westschweizer Putzmagd behaupteten. Nach einigen Ausschweifungen kommt sie sinngemäss zum Schluss, dass sie und ihr Mann nach langen Nächten sich entschlossen hätten, Wilkomirski zu glauben. »Wir haben uns entschlossen zu glauben.«

Der Satz bleibt mir als bemerkenswerte Äusserung einer Psychologin in den Ohren. Es folgt der Vortrag. Wilkomirski gibt sich als Vertreter einer von ihm selbst entworfenen therapeutischen Methode wieder, der »interdisziplinären Therapie«, wie er sagt, die Menschen ohne gesicherte Identität dazu verhelfen soll, vermittels therapeutisch ans Licht gehobener Erinnerungsfetzen und dazu passender Fakten und Örtlichkeiten, welche die Zunft der Historiker aus der realen Geschichte beifügt, →

eine Biografie zurückzugewinnen und dergestalt eine eigene Lebensgeschichte, Identität inklusive, zu etablieren. Zur Untermauerung steuert er Episoden aus der eigenen Geschichte bei. Das Publikum schwieg während der ganzen Veranstaltung erschauert, wie mir verschiedene Teilnehmer bezeugen, und so blieb die für eine fachkundige Zuhörerschaft eigentlich naheliegende Frage aus, wie der Patient einer solchen Therapie vor allzu eifrigem Nachhelfen seitens der beiden Disziplinen und daraus folgenden Konstrukten im Nebel zwischen Fakten und Fiktionen geschützt werden könnte. Ich rufe die Psychologin an, um sie nach ihrer Quelle der Gerüchte zu fragen und mir die Grundlage ihres Entschlusses, Wilkomirski zu glauben, erläutern zu lassen. Sie verweigert mir die Antwort, will sich auch nicht mit mir treffen.

Zweite Station: Ich besuche Wilkomirski, der mich bereitwillig und freundlich bei belegten Broten und Kuchen empfängt. Über sieben Stunden werden wir gemeinsam verbringen. Anfangs sitzen wir. Noch auf der Anreise habe ich mir überlegt, was meine erste Frage sein würde. Ein Eisbrecher sollte es sein. Unter zwei Juden zumindest:

»Darf ich sie gleich etwas Indiskretes fragen?«

»Bitte.«

»Sind sie beschnitten?«

(zögert kurz) »Ja.«

Später werden mir verschiedene verflossene Liebschaften das Gegenteil bezeugen.

Ich frage nach seiner Methode, frühkindliche Erinnerungen ans Licht zu heben. Er entwickelt eine Traumatheorie, wonach sich Ereignisse, je schlimmer sie waren, nur umso klarer und unwiderruflicher im Gedächtnis des Kindes festsetzten. Ich blicke mich um: Wandbehänge mit biblischen Motiven, Mesusot (Türkapseln) an jedem Durch- und Eingang, Keramik aus Israel, Davidsterne und Bilder aus dem heiligen Land, eine ganze Judaica-Galerie in diesem wirklich stilvoll renovierten ostschweizer Bauernhaus. – Oder dem Besucher vor die Nase gehaltene Bekenntnisse eines Konvertiten, – kommt mir in den Sinn. Ich frage nach dem schweizerischen Teil seiner Geschichte. Beharrlich schweigt sich Wilkomirski aus, wenn es darum geht, Daten, Ortsnamen oder amtliche Vorgänge in der Schweiz zu nennen. Heimatgemeinde?

»Ein Dorf im Jura.«

Aufenthaltsort, bevor Sie nach Zürich kamen?

»Kinderheime.«

Wo?

»Auch im Jura, wahrscheinlich.«

Ankunft im Hause ihrer Adoptiveltern?

»Weiss nicht.«

Haben Sie Fotomaterial aus der Kindheit?

»Nein. Würde alles von den Adoptiveltern vernichtet.«

Immerhin zeigt er mir die amerikanische Ausgabe seines Buches.

»Das einzige Bild.«

Ich sehe das verschwommene Porträt eines Jungen. Nur einige Tage später auf meiner Recherche werde ich vor reichhaltigen Fotoalben sitzen, die den Mann in voller Lebensblüte zeigen. Ich spreche ihn jetzt auf die Gerüchte an. Er zuckt die Schultern, versucht zu weinen. Es gelingen ihm auch ein paar Tränen.

»Da kann man nichts machen. Meine Ex-Frau. Und ihre Familie. Sie missgönnen mir den Erfolg. Wie schon immer.«

Er schildert, wie sie seit Beginn ihrer Bekanntheit nichts anderes getan hätten, als seine Existenz zu zerstören, weil er Jude sei, und ein Holocaust-Überlebender, was er ihr bis zum Tage ihrer Hochzeit verheimlicht habe.

»Aus guten Gründen, wie sich sofort herausstellte.«

Wir sprechen über die Adoptiveltern. Ich verweise auf seine Schilderungen in Film, Buch und anlässlich seiner Auftritte, wo er ein kaltes, manchmal grausames Bild der Leute zeichne. Zu einer Adoption sei es übrigens nicht gekommen, behauptet er. Ich frage, weshalb diese ihn damals überhaupt aufgenommen hätten, lieblos, wie sie waren. Seine Antwort:

»Der Pflegevater, ein Arzt, war Nazisympathisant gewesen. Er hat mich aus medizinischem Interesse aufgenommen, weil er wusste, dass ich Mengele überlebt habe. Manchmal sind andere Ärzte gekommen. Deutsche. Dann hat man unten im Garten über mich gesprochen, während ich sie auf einem Baum sitzend belauscht habe.«

Wieder Tränen.

»Und die Identität, wie kam die zustande?« frage ich.

»Antisemitische schweizerische Gemeindebeamte im Komplott mit den Pflegeeltern. Korruption. Man wollte verhindern, dass ich wieder nach Polen zurück geschafft wurde.«

Warum?

»Ich sage doch: Ich bin von wissenschaftlichem Wert gewesen.«

Nun gut, ich belasse es dabei. Aber ich weise ihn darauf hin, dass ich den Gerüchten nachzugehen hätte. Schliesslich müsse ich wissen, wen ich porträtiere. Er zuckt wieder die Schultern und müht sich zu Tränen. Ich versuche, ihn davon zu überzeugen, dass es vielleicht von Nutzen wäre, den Gerüchten entgegen zu treten, bevor jemand sie böswillig zu benutzen trachte.

»Dazu fehlt mir die Kraft.«

Wir gehen in sein Archiv im ersten Stock, wo ein junger Mann sich an der beeindruckenden Computeranlage nützlich macht. Nach der Führung bin ich überzeugt, dass Wilkomirski es ernst meint in seiner Arbeit, historischer Faktizität nachzuspüren, umso erstaunter aber verbleibe ich vor der Tatsache, dass er so überhaupt gar kein Interesse am schweizerischen Teil seiner Vita an den Tag legt. Ich bitte ihn, mich an den Anfangspunkt des Archives zu führen, das ja über lange Jahre gewachsen sein müsse. Er nickt und zieht einen polnischen Bildband hervor. Leichenberge in Konzentrationslagern.

»Kurz nach dem Krieg erschienen.«

Ich sage, mit einem Blick ins Rund des vollgestellten Raumes:

»Hier liesse sich noch manche Geschichte heraus destillieren.«

»Ja, dafür ist mein Archiv da. Ich helfe andern Leuten, die auf der Suche nach ihrer Geschichte sind.«

Und er erzählt mir von seinen Plänen zur Gründung einer Stiftung, welche den Zweck hätte, anderen »Kindern ohne Identität«, wie er sie nennt, zu einer Lebensgeschichte zu verhelfen. Er schildert auf meinen Anstoss hin seine Aufenthalte in Israel, wo er sich zu Hause fühle, so sehr, dass er sich ein Anwesen gekauft habe, zusammen mit seinem Freund Elizur Bernstein, einem ehemals in der Schweiz wohnhaften Psychoanalytiker, der jetzt in Israel praktiziere. Vielleicht würde er dereinst dort wohnen. Schliesslich kommt seine Lebenspartnerin nach Hause, und wir plaudern noch ein wenig herum, bevor ich von dannen ziehe, weil mir irgend einmal, wir sind unterdessen in seinem Klarinettenbau-Atelier, wo es angenehm nach Holz und Leim riecht, die Fragen ausgehen und ich die periodisch wiederkehrenden Tränen nicht mehr ertragen will.

Alles ist offen geblieben, nur eines habe ich begriffen: Wilkomirski selber wird keine Hand bieten für meine Recherchen. Zum Abschied weint er wieder. Ich versuche, ihn zu beruhigen: Ich ginge

den Gerüchten nach. Schliesslich lebten wir in der Schweiz. Sie würden auf jeden Fall aus der Welt geschafft. Er weint noch immer. Auf der Strasse vor dem Haus schaue ich zurück. Im Fenster oben sehe ich die Überwachungskamera in meine Richtung äugen.

Dritte Station: Ich rufe den Suhrkamp Verlag an und erfahre vom freundlichen Dr. Sparr, dem Lektor und Verantwortlichen des Jüdischen Verlags bei Suhrkamp, dass sie 1995, nach Hinweisen auf die ungesicherte Faktenlage, Wilkomirski gebeten hätten, einen Anwalt beizuziehen, um sich bestätigen zu lassen, dass es nicht möglich sei, die schweizerische Identität bis zur Geburt zu etablieren. Dies sei geschehen. Zudem habe man selber in Israel Erkundigungen eingezogen. Dort seien Wilkomirskis Angaben als glaubhaft befunden worden. Damit habe der Verlag seine Pflicht erfüllt. Herr Sparr gibt mir den Namen des Anwalts. Wieder telefoniere ich. Auch der Anwalt gibt mir Auskunft, was mich überrascht. Ja, er habe im Auftrag von Herrn Wilkomirski Nachforschungen angestellt. Schliesslich aber habe sein Mandant selber auf Akteneinsicht bei den entsprechenden schweizerischen Behörden verzichtet. Für ihn als Anwalt sei die Sache mit der Feststellung erledigt gewesen, dass die Identität nicht herstellbar sei. Das habe dem Verlag offenbar genügt, der weitere Nachforschungen ablehnte.

Ich halte *Pro Helvetia* über jeden meiner Schritte auf dem Laufenden. Wie vereinbart, wird mein Honorar in zwei Etappen bezahlt. Unterdessen treffen dort und bei einzelnen Zeitungen auf dem Platze Zürich die ersten Interventionen ein, mit welchen schriftlich und mündlich gebeten wird, mich von weiteren Recherchen abzuhalten. So schreibt Binjamin Wilkomirski an die *Passagen*-Redaktion am 24. Juni 1998:

»Herr Ganzfried recherchiert, wie er sagt, in Ihrem Auftrag über meine Person. Dabei wurden von Herrn Ganzfried Gerüchte kolportiert, die meine Identität in Zweifel ziehen. Angesichts der ruppigen und beleidigenden Art, wie diese Recherchen gemacht wurden, verwahre ich mich dagegen, dass so jemand über mich schreibt. Bitte bedenken Sie, dass ich als Kind Auschwitz überlebte, und dass meine Gesundheit durch das Vorgehen von Herrn Ganzfried erheblich beeinträchtigt ist.« Und von Wilkomirskis Anwalt erhalte ich per Einschreiben folgenden Brief, datiert 13. Juli 1998: →

»Sehr geehrter Herr Ganzfried, Namens und mit Vollmacht von Herrn Binjamin Wilkomirski teile ich Ihnen mit, dass es mein Klient nicht gestattet, im Zusammenhang mit seinem Namen die Namen von Frau Grosjean und/oder von Herrn und Frau Dössekker ins Spiel zu bringen. Mein Klient behält sich zivil- und strafrechtliche Rechtsschritte vor.«

Nachdem ich plötzlich des Öfteren nächtliche Telefonanrufe erhalte, ohne dass jemand sich meldet, wenn ich oder meine Frau den Hörer abnehmen, und sich eines Tages auf meinem Büroanschluss ein Herr auf Hochdeutsch meldet, wenn ich weitermache, könne ich meine Existenz als Schriftsteller in der Schweiz vergessen, er werde persönlich dafür sorgen, dass nie mehr ein Buch von mir erscheinen könne, muß ich davon ausgehen, dass offenbar noch andere, mir verborgene Interessen im Spiel stehen und entschlüsse mich zur Diskretion. Das Telefonat des oben erwähnten Dokumentarfilmers, der mit Wilkomirski befreundet ist, worin er seine Dienste als Vermittler anbietet und mir zu verstehen gibt, dass es ja vielleicht Umstände gebe, die mir weit genug entgegen kämen, damit ich meine Arbeit schliesslich nicht veröffentlichen müsse, nehme ich noch mit Interesse zur Kenntnis.

Aber erst, als mir am 20. August 1998 die *Pro Helvetia* schreibt:

»Lieber Herr Ganzfried, Wir haben uns nach langen Gesprächen zum Entscheid durchgerungen, auf eine Publikation des Textes in der Zeitschrift *Passagen* zu verzichten. ... Sie haben im Rahmen Ihrer Recherche belegen können, dass Bruno Dössekker mit dem Schreiben seines Buches einer Fälschung aufgesessen ist, seiner eigenen. Nun ist Ihr Text ein Meinungsbeitrag geworden. Nach mehrmaliger Lektüre Ihres Textes sind wir uns einig, dass der Beitrag gewiss publiziert werden sollte, sein Zugriff auf das Thema aber nicht der Zeitschrift *Passagen* entspricht«,

lege ich mir Rechenschaft darüber ab, dass die Kreise, die von allem Anfang an wider besseres Wissen die Wahrheit über Wilkomirskis Geschichte unter dem Teppich halten wollten, offenbar reale Macht in Händen halten. Enttäuscht, und, ich gebe es zu, auch erzürnt darüber, dass unsere bundeseigene Kulturstiftung sich auf ihre Seite schlägt, antworte ich am 28. August 1998:»... Andererseits stellt sich hier die Frage der Zivilcourage bei Ihnen persönlich und Ihrer Redaktion, inmitten einer Institution, die von Vetternwirtschaft und Klüngelei bedrängt wird. Und es stellt sich meiner Meinung

nach auch die Frage der Ethik, wenn ein Organ wie Ihre *Passagen* sich nicht mehr erlauben kann, eine Nummer so zu füllen, wie es dem Thema, das sie sich gestellt hat, angemessen ist.«

Eine Antwort erhielt ich nicht mehr.

Ein Tag zuvor ist mein Artikel in der *Weltwoche* erschienen: Binjamin Wilkomirski heisst mit bürgerlichem Namen also Bruno Dössekker. Er ist 1941 im schweizerischen Biel unehelich geboren worden, Mutter und Vater sind bekannt. Ein ganz banaler Adoptionsfall nimmt, den schweizerischen Rechtsgepflogenheiten gehorchend, seinen Verlauf. Der kleine Bruno kam nach kurzem Aufenthalt in einem Kinderheim im Berner Oberländischen Adelboden in beste Verhältnisse bei seinen späteren Adoptiveltern, einem wohlhabenden Ärzteehepaar zu leben, wo er, an klaren Tagen mit herrschaftlichem Blick über den Zürichsee bis zu den Alpen, umsorgt und geliebt aufwuchs. Abschliessend habe ich in der *Weltwoche* geschrieben:

»Bruno Dössekkers Pseudologie fiel in eine Welt, die sich emsig damit beschäftigt, die Wundmale ihrer Geschichte mit Prothesen und Narkotika zu heilen. Wer will, schlägt sich auf die Seite der Gläubigen, wo unter mitleidsüchtiger Anteilnahme versiegelt die schwärende Wunde Auschwitz im Körper der Menschheit schmerzlos weiter fault. Hier ist Mitleid ein erhebendes Gefühl, und es hilft über manchen menschlichen Abgrund, bringt es uns doch den andern zwar nicht näher, aber uns wenigstens näher zu ihm hin. (...) Die industrielle Massentötung, das Zentrum des nationalsozialistischen Herrschaftssystems, schwimmt zur Episode. Menschlichkeit erfüllt den Graben, vor dem unserem Verstand nur Grauen erwachsen würde, wenn der Versuch zu verstehen nicht immer wieder ein Akt des Widerstandes wäre angesichts des auf unser Nicht-Verstehen angelegten Ortes der Stille, wo das Experiment der totalen Herrschaft in Erfüllung ging, während rund herum die Welt im Geschäft des Krieges abgelenkt war. Binjamin Wilkomirski alias Bruno Dössekker aber kennt Auschwitz und Majdanek nur als Tourist.«

Ich meine, es ist seither genug Zeit vergangen, um dem Autor, seinem Verlag, wie auch den zahlreichen Gremien, die ihm Preise verliehen haben, und all den Institutionen, in deren Namen er aufgetreten ist, darunter das Washingtoner Holocaust Memorial Museum, und vorab den jüdischen Gemeinden und Vereinigungen Gelegenheit zu geben, Stellung zu beziehen. Nichts dergleichen ist

geschehen. Der Verlag hielt so lange am Wahrheitsgehalt von Dössekkers Wilkomirski fest, bis die laufende Auflage verkauft war. Dann zog er das Hard-Cover 1999 zurück und vertrieb nur noch das Taschenbuch. Siegfried Unseld bleibt bis heute die Antwort schuldig, weshalb er trotz der ihm vorliegenden Informationen und ohne jede seriöse Abklärung überhaupt je Wilkomirski als echt, sprich autobiographisch verkauft hat. Er sieht nach wie vor nichts Ehrenrühriges dabei, stützt sich weiter auf den toten Ignaz Bubis, der ihn bis zuletzt darin unterstützt habe, an Wilkomirski festzuhalten.

Unterdessen wurde Wilkomirski von privater Seite wegen Betruges angezeigt. Die Leute, die ihm geholfen haben, gehen wieder ihren Geschäften nach. Und wir fragen uns: Was nun?

Denn eine Lehre steht jetzt schon fest: Es kann nicht gänzlich egal sein, von welcher Beschaffenheit die Erinnerung in zehn, fünfzehn Jahren und danach sein wird, wenn uns keine Zeugen mehr zur Verfügung stehen. Wo Auschwitz erlogen wird, kann es auch gelogen werden. Und wenn über

Auschwitz erzählt werden soll, ist literarische Qualität gefordert. Dabei wären wir alle auf eine Literaturkritik angewiesen, die ihr Handwerk wieder ernst nimmt, das heisst, den Mut zum Urteil in der Sache findet und sich vor dem Thema Auschwitz nicht duckt. Wenigstens hier nicht. ←

Dagmar Barnouw

The Certainties of Evil: Memory Discourses of the Holocaust

Dagmar Barnouw teaches intellectual history at the University of Southern California. Most recent publications: *Critical Realism* (1994); *Elias Canetti* (1996), on the modernity of Canetti's social thought; and *Ansichten zu Deutschland 1945* (1997), on the documentation of crisis situations. Work in progress: *Understanding Strangers*, a critique of post-colonial simplifications of encounter narratives since the eighteenth century.

In his new book, *The Holocaust in American Life*, the historian Peter Novick reminds us that **the most potent, collective memories are those that claim to express »some permanent, enduring truth« which can become central to the definition of a group's identity in the present. The circular dynamics of this process are familiar, at least in principle: »we embrace a memory because it speaks to our condition; to the extent that we embrace it, we establish a framework for interpreting that condition.«¹ Depending on the nature of the memory, a critical historical exploration of this circularity can produce a book that challenges powerfully entrenched conventions.**

Arguing from a wealth of evidence, Novick has located the growth of an ever more focused and exclusive Jewish Holocaust consciousness in a sequence of responses to certain political events and cultural trends beginning in the early sixties: The Eichmann trial that first presented to the larger world a Jewish identity shaped by a singularly fateful history of persecution and suffering; the Yom Kippur War that re-awakened anxieties about Israel's security which resonated strongly with American Jews; the growing power of Jewish economic and political influence and dwindling of any measurable anti-Semitism that, together with the increasing popularity of intermarriage, created anxiety about maintaining Jewish distinctness. Larger Western cultural trends of basing group identity on memory discourses of previous (and somehow enduring) →